LXV. Jahrg.
Nr. 4

Aug. 1952

VEREINS-ORGAN DER WENGIA SOLOTHURN

Redaktion: P. FLÜCKIGER, Chef-Red; R. LEHMANN, I. Sub-Red.; F. DIKENMANN, II. Sub-Red.
MAX REBER, Vertreter der Alt-Wengia.

Postcheck-Konti: Alt-Wengia Nr. Va 227 — Aktiv-Wengia Nr. Va 947, Solothurn
Abonnementspreis: Fr. 12.00 per Jahr.
Für die Mitglieder der « Alt Wengia » gratis.

54. ordentliche Generalversammlung der Alt-Wengia

Samstag, den 8. November 1952, nachm. 14.15 Uhr, Hotel Krone, Solothurn.

Traktanden:

1. Protokoll;
2. Aufnahmen;
3. Berichterstattung des Präsidenten, des Quästors, des Archivars und der Revisoren;
4. Wahlen;
5. Ehrung der Alt-Wengianer mit 100 Semestern;
6. Verschiedenes;
7. VII. ordentliche Generalversammlung der Stipendiengenossenschaft;
8. Vortrag von A.H. Dr. Hans Zimmermann v/o Juck, Adjunkt der Handelsabteilung des EVD, Bern: „Wandlungen der schweizerischen Aussenhandelspolitik".

Tenue: Band und Mütze!

Nach Schluss der Verhandlungen gemeinsamer Abendschoppen im Hotel Krone.

Alte Herren, die der Alt-Wengia beizutreten wünschen, haben die Aufnahmegesuche bis spätestens 5. November dem Präsidenten der Alt-Wengia, Dr. Herbert Pfluger, Fürsprecher, Solothurn, Hauptgasse 54, einzureichen.

Burschen heraus!

Der Vorstand.

† Paul Roth v/o Stift, Ingenieur, Zürich

1884—1952

Leise, um ihm nicht weh zu tun, ist ans Krankenlager von Ing. Paul Roth v/o Stift der Tod getreten, gleichsam als wollte er, der Unerbittliche und Unbestechliche, mit dieser Rücksichtnahme den Respekt bekunden, den ihm der untadelige Lebenswandel des Verblichenen abgenötigt hatte.

„Seh'n wir uns wieder, lächeln wir gewiss,
Wo nicht, so war dies Scheiden wohlgetan."

Diesen Spruch aus Shakespeares „Julius Cäsar" fand die Familie unter den Aufzeichnungen des Dahingeschiedenen.

Mit einem zufriedenen Lächeln nahm denn auch Paul Roth Abschied von dieser Welt und folgte Freund Hein in jene Gefilde, die allem Zeitlichen und Vergänglichen für immer entrückt bleiben werden.

Geboren am 24. Januar 1884 als ältestes Kind von Engelbert und Adele Roth-Munzinger, besuchte er das Gymnasium Solothurn, das ihm die Grundlage zu seiner humanistischen Bildung und Weltanschauung vermittelte. Durch eine schwere Erkältung zog er sich in jungen Jahren ein Gehörleiden zu, welches eine starke Behinderung im Studium und im Verkehr mit der Aussenwelt zur Folge hatte. Er konnte daher nicht, wie er es wünschte, Jurist werden. So entschloss er sich, den Ingenieurberuf zu ergreifen. Nach im Jahre 1903 bestandener Matura bereitete er sich an der obersten Klasse der Realschule auf den Eintritt in die E.T.H. vor, wo er 1909 mit sehr gutem Erfolg die Diplomprüfung bestand. Ein Jahr werktätige Arbeit in der Klus gewährte ihm einen wertvollen Einblick in die Beziehungen zwischen Unternehmertum und Arbei-

terschaft. Die gütig-menschliche Gesinnung, die den Verstorbenen auszeichnete, geht nicht zuletzt auf die in diesem Praktikum gemachten Erfahrungen und Beobachtungen zurück.

Nach einem Volontärjahr bei Sécheron in Genf betätigte sich der junge Ingenieur bis zum Ausbruch des Weltkrieges in einer grossen Maschinenfabrik zu Worchester. Dieser Aufenthalt in England erwies sich für ihn als sehr gewinnbringend und lehrreich. In die Heimat zurückgekehrt, wirkte er bis ins Krisenjahr 1933 als Prokurist einer grossen Handels- und Industriegesellschaft in Zürich. Wegen seiner Schwerhörigkeit und auch aus innerer Neigung

verlegte er sich hauptsächlich auf die schriftliche Formulierung von technischen Gutachten. Die Tätigkeit des tüchtigen Ingenieurs beschränkte sich aber nicht auf die äusserst gewissenhafte Ausführung seiner Berufsarbeiten, sondern als echter Humanist interessierte er sich auch lebhaft für Geschichte und Literatur.

Im Jahre 1918 vermählte sich Paul Roth mit Elisabeth Stünzi, welche er in seinen geliebten Bergen kennen lernte. Die überaus glückliche und harmonische Ehe wurde gesegnet durch zwei Töchter, welche beide zur grossen Freude ihrer Eltern ihre Studien an der E.T.H. zu einem erfolgreichen Abschluss brachten.

In den Jahren 1902—03 verbrachte er mit einem Harst Gleichgesinnter als Wengianer eine nach seinem eigenen Urteil einzig schöne Aktivzeit. Seines zeichnerischen Talentes wegen, das ja ein Erbstück der Familie Roth ist und im künstlerischen Können seines Bruders Rolf einen beachtenswerten Höchststand erreichte, wurde damals der junge Wengianer-Fuchs Paul Roth mit dem Cerevis „Stift" bedacht.

Wer mit Stift näher verkehren durfte, dem wurde der Umgang mit dieser ausgeglichenen, allem Schönen und Lebensbejahenden zugetanen Frohnatur zum reichen inneren Erlebnis. Das Spiegelbild seines abgeklärten Wesens waren seine schriftlichen Arbeiten, insonderlich aber seine Briefe, wahre stilistische und kalligraphische Kunstwerke, die Zeugnis ablegen vom unablässigen Ringen des nach Vervollkommnung Strebenden, vom Kampfe, den er mit straffer Selbstdisziplin gegen alles Laxe, Stümperhafte und Unsaubere führte! Bescheiden und bedächtig in seinem äusseren Gehaben, war er erfüllt von einem reichen und warmen Gemüt. Er hatte einen ausgesprochenen Hang zu klaren Formulierungen, besass meist ein treffendes, wohl abgewogenes Urteil und stand unerschrocken zu seiner Ueberzeugung.

Trotzdem Stift im Grunde genommen als freisinniger Solothurner dem Wengigeist der Toleranz huldigte, konnte er doch gegen seine politischen Widersacher eine sehr scharfe und spitze Feder führen. Er war aber auch sehr streng mit sich selbst, und diese schonungslose Selbstkritik erschwerte ihm oft die Lösung seiner eigenen Lebensprobleme. Doch half ihm sein Humor über manche Schwierigkeit hinweg. Geradezu rührend war die Anhänglichkeit, die der Verstorbene zu Lebzeiten seiner Vaterstadt und den zahlreichen Wengianerfreunden gegenüber bekundete. Ein Anlass unserer Verbindung ohne Stift war schlechthin undenkbar! Wie er sich selbst öfters äusserte, fühlte er sich stets wohl geborgen in unserer Mitte und namentlich im Kreise der Zürcher Altwengianer, deren echte Freundschaft er gerade in seinen kranken Tagen als eine Wohltat empfand.

Stift war allem geräuschvollen Aeusserlichen und faden Blendwerk, das heute leider in weitesten Kreisen hoch im Kurse steht, abhold. Wie es sich für jeden rechten Wengianer geziemt, strebte er redlich darnach, durch eine saubere innere Haltung und gut eidgenössische Gesinnung sich die Achtung und Wertschätzung seiner Mitmenschen zu erwerben. Dies ist ihm in reichem Masse geglückt, und deshalb wollen wir stets ehrend des verstorbenen Couleurbruders gedenken.

A.H. E. Flury v/o Keck.

† Ernst Leimgruber v/o Beeri

1897—1952

Am 19. März nahm in der Krematoriumskirche zu Chur eine grosse Trauergemeinde, die diese Weihestätte bis auf den letzten Platz füllte, von unserem Ernst Leimgruber v/o Beeri, Adjunkt der Zolldirektion III, den Abschied für immer. Besonders zahlreich erschienen die „Gränzer", die es drängte, vielfach von weit herkommend, ihrem vorbildlichen Vorgesetzten die letzte Ehre zu erweisen. In ihren Uniformen gaben sie der Feier ein besonderes

Gepräge. Der Direktor des Zollkreises Chur würdigte denn auch das berufliche Wirken seines Mitarbeiters, skizzierte sein ungewöhnlich rasches Emporkommen bis zu seinem letzten Posten und vermerkte deutlich, dass sein Weggang im wahrsten Sinne eine noch nicht übersehbare Lücke bedeute. Seine Tätigkeit habe positive Spuren hinterlassen, denn sein aktiver Geist durchdrang in ganz bestimmender Weise das weitschichtige Arbeitsgebiet der Zollkreisdirektion. Von der Scholle seiner Jugendjahre bemerkte man den kleinen Kreis seiner Verwandten, die Chargierten der Aktiv-Wengia standen mit dem trauerumflorten Banner stramm an seiner Bahre, Alt-Wengianer waren auch zugegen, doch hätten es

mehr sein dürfen. Vermissen tat man gar viele der Couleurbrüder seiner Zeit, wo Beeri im Geschehen seiner Verbindung nach allen Seiten hin in der vordersten Reihe zu treffen war. Seine Verbundenheit zur Wengia bekundete er doch bei jeder Möglichkeit. Mit nicht minderem Stolz hatte er einst die grüne Mütze getragen und diese Mütze, die er wie ein seltenes Kleinod verehrte und behütete, gab ihm der Sprecher der Wengia wieder mit auf den letzten Weg und dankte ihm auch in der Sprache seiner Heimat für seine Freundschaft und Treue.

Ernst Leimgruber kam von Welschenrohr her, wo er auch geboren wurde, 1913 zu uns in die dritte Gymnasialklasse. Für uns beherrschte er die französische Sprache geläufig, nachdem er das Jahr zuvor im Welschland in einem Institut geweilt. Der quecksilbrige Rosinlithaler stiess da in eine Klasse, die gegenüber den Klassen darüber und darunter bös abstach, wenn man den Gradmesser des Schaffens und Schanzens hätte anbringen wollen. Nach den bestgemeinten Wünschen unserer ehrwürdigen Herren Professoren hätte unser Ernstli, er war der kleinste unserer Schule und ist auch nachher nicht mehr viel gewachsen, uns im Eifern und Ehrgeiz ein Beispiel geben, hätte unser Leithammel werden sollen. Doch auch dem Neuling behagte die unbesorgte Atmosphäre in dieser Klasse besser, er wurde, wie es auch ansonst seine Art war, kein Spielverderber, beneidete keinen seiner Mitschüler, wenn auch diesem der Wurf gelang, half einem jeden, wo er stärker war und nahm auch von den andern, wenn es ihm damit leichter ging. Und unvergesslich bleibt uns allen ein Ereignis. Was noch nie vorgekommen war, am französischen Matura-Aufsatz erreichten beinahe alle die Maximalnote und auch die Schwächsten hinkten nur mit einem halben Punkte nach. Hoch erfreut über dieses Ergebnis, das für diese Klasse einem Wunder glich, wollte der sonst vielfach gehässige und doch so edle und vortreffliche Lehrer Eggenschwiler den Grund erfahren, und prompt und unverlegen gab ihm Leimgruber die träfe Antwort zurück: „Herr Professor, dabei durften wir einmal ganze vier Stunden benötigen und dazu hätte uns zuvor die Zeit gereut", und verschwieg natürlich, dass er trotz der strengen Aufsicht die meisten Arbeiten seiner Mitschüler noch durchkämmen konnte.

Beeri mussten wir nicht für die Wengia keilen. Sein Beitritt war von allem Anfange an unerschütterlich. Nahe Verwandte waren schon Mitglieder und so durfte, wollte und konnte er der Tradition nicht entsagen. Er musste sich kaum in unsere Devisen einleben. Seine natürlichen Anlagen passten wie geschnitten zu einem echten Wengianer. Wenn es darauf ankam und wenn es ihm wertvoll schien, war er als Schüler von einer Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit sondergleichen, hehre Gaben, die ihn zwar später einmal stolpern liessen. Schälen wir die Devise Patria heraus,

so hatte er uns manches voraus. Er kam ja von einem Dorfe, wo es parteipolitisch nicht selten hoch herging, wo mitunter fast belanglose Dinge schon Wellen warfen, wo man nicht befangen und gleichgültig um das Heute und Morgen sich interessierte. Beeri öffnete uns in vielem die Augen. Es war zwar keine hohe Geschichte, aber staatsbürgerliche und bodenständige Gegenwartspolitik, und mit jugendlichem Einsatz wurden Probleme angeschnitten und verfochten, die uns die Schule nicht vermitteln konnte und die doch auch mit in ein waches Leben gehören. In Beeri hatten wir auch einen lieben Freund gewonnen, senkrecht, treu, nie anstössig und von einem gar heiteren Gemüt. Ja in geselligen Stunden, da war er in seinem Element. Er war eine fröhliche Natur, die so leicht abfärben und anstecken konnte, und wir verdanken ihm manch goldene Erinnerung. Auch sein ausserordentlich musikalisches Talent, das in diesen Zeiten noch mehr auf schmissige und gemütliche Unterhaltung abgestimmt war, half jeweils mit, die Stimmung auf noch höhere Touren zu heben. Kein Wunder, dass er unser Kantusmagister wurde und dies Fach mit einer ungewöhnlichen Eleganz beherrschte. Auch diente er der Wengia als Archivar und zwei ganze Semester hindurch als Zweitchargierter.

Nach der Maturität erreichte Beeri auf der Universität nicht das Ziel, das er sich steckte, und Beeri nimmt es mir auch nicht übel, wenn ich darüber keinen Schleier lege. Sein unter Freunden weit offener Charakter konnte dies ertragen. Darüber zu richten, welche Unzulänglichkeiten zu diesem seinem einzigen Versagen führten, haben wir keinen Grund; Ernst Leimgruber stellte dennoch seinen Mann, ist dennoch ein wertvoller Mensch geworden und hat in seinem neuen Beruf mehr geleistet als viele mit einem akademischen Grad in ihrem. Er liess sich nicht unterkriegen. Er suchte und fand ein Wirkungsfeld, das seinen angeborenen Fähigkeiten, seinem Sprachentalent, einem rationellen Verwaltungssinn und einem feinen und sichern Umgang mit allerlei Menschen, zusagen musste. So finden wir ihn vorerst als provisorischen Gehilfen in Singen im Dienst der eidgenössischen Zollverwaltung. Bald schon wird er Beamter, 1929 wird er nach Schaffhausen berufen, 1934 an die Oberzolldirektion nach Bern, 1941 kehrt er als Zollrevisor nach Schaffhausen zurück und am 1. Januar 1943 wählte ihn das Zolldepartement zum Adjunkten der Zollkreisdirektion Chur, welch letzte Stelle soviel bedeutete wie Stellvertreter des Direktors. Durch sein Wissen, Können, Pflichtgefühl und seine Tatkraft musste er Beachtung erwerben und durchstieg die vielsprossige Leiter der Beamtenlaufbahn in so eilender Fahrt und wer weiss, vielleicht hätte er noch die ganz obersten Sprossen erreicht, hätte ihm nicht verfrüht die Parzen den Lebensfaden durchschnitten.

Im heutigen Gewühl der öffentlichen Fragen trat er nicht mehr weiter hervor als sein Beruf es ihm zugelassen. Dazu hätte er auch kaum die Zeit erstehlen können. Gar viel weg war er von seinem trauten Daheim auf Beachtung der weiten und nicht immer leicht zugänglichen Stationen seines Zollkreises. War er auch streng mit seinen Untergebenen, so war er bei ihnen doch immer willkommen, weil durch das Sachliche immer noch eine menschliche Würde schimmerte, und zwar bei Deutsch, Italiener oder Romane, deren Sprachen er sich ebenfalls fliessend zu eigen machte. Gleich benahm er sich im Militär. Als Artillerie-Fahrer hatte er angefangen, wechselte dann des Berufes wegen zur Verpflegung über und war in den letzten Jahren als Hauptmann der Quartiermeister des Platzkommandos Chur.

Als Privatmann, so hiess es in einem Nachruf der Neuen Bündnerzeitung, durften seine Angehörigen mit ihm ein Familienglück von seltener Schönheit erfahren, und wir hätten es auch nicht anders ausdenken können, dass Beeri seiner Gattin ein bester Weggefährte und seinen zwei Töchtern ein besorgter und vorbildlicher Vater gewesen wäre. Seine ganze liebe und gewinnende Lebensart pulsierte durch sein Heim. Mit Musik schloss er sich mit seinen Töchtern zu einem Trio zusammen, dem man so gerne lauschte und das die Nachbarn nur misslaunisch machte, wenn es bei geschlossenen Fenstern nicht gut zu vernehmen war. Aber auch still für sich konnte Beeri seine Freizeit geniessen, in Büchern und mit seinem unentbehrlichen Photoapparat, mit welchem er auf dieser Welt so viel Schönes einzufangen wusste. Mit seinem Heimgang hat seine Familie viel viel Sonnenschein verloren.

Der Verblichene erlag einer längern Krankheit, die man zuerst anders deutete und der dann auch eine geübte und feine Chirurgenhand nicht mehr abhelfen konnte. Wir Wengianer verlieren mit Ernst Leimgruber v/o Beeri einen geachteten Couleurbruder mehr, dessen Leben und Wirken nicht umsonst gewesen ist. So treu und mit Hingebung wie er zur Wengia hielt und ihr Ehre machte, so treu und in Ehren wollen wir unsern Beeri stetsfort im Andenken behalten.

A.H. Dr. Max Peter v/o Krach.

La puissance militaire des Suisses, créateurs et instructeurs de l'infanterie européenne.

(Suite)

Dellbrück voit dans la phalange grecque, les trois lignes de la légion romaine, et le fractionnement tripartite des corps suisses (avant-garde, corps principal et arrière-garde) la forme primitive de toutes les formations tactiques de l'infanterie. Dans un combat

tion, le corps principal amenait la décision, l'arrière-garde servait de réserve générale. En ligne déployée, les trois corps formaient un centre et deux ailes. Ils se soutenaient mutuellement par le feu et attaquaient en échelons, débordants. L'artillerie se tenait dans les intervalles; elle s'augmenta de quelques centaines de pièces conquises aux guerres de Bourgogne et de Souabe. Vers l'an 1500, les cantons possédaient un millier de canons: coulevrines, bombardes et fauconneaux. Bâle, Zurich, Soleure et Berne avaient des fonderies de canons.

La cavalerie était fournie par les seigneurs féodaux, combourgeois ou alliés qui, avec leurs vassaux, suivaient „l'étendard des cavaliers" de leur canton. Les corporations, les convents, le prince-évêque de Bâle, le princeabbé de Saint Gall et celui d'Engelberg, les comtes de Thierstein, de Gruyères, de Nidau, de Neuchâtel, d'Aarberg-Valangin, de Toggenburg, de Werdenberg, les barons de Hohensax, les ordres militaires (chevaliers de Saint-Jean de Jérusalem et ordre teutonique) fournissaient des cavaliers, Zurich des arbalétriers montés, Berne, Bâle, Soleure, Strassbourg et la Haute Alsace renforcaient la cavalerie suisse de quelques centaines de gens d'armes. Ils soutenaient et précédaient l'infanterie en marche, couvraient le déploiement, faisaient des reconnaissances hardies et le service d'estafettes, escortaient l'artillerie. Cette cavalerie rendit de grands services aux guerres de Bourgogne; à Héricourt, à Morat 2000 gens d'armes achevèrent la déroute du Téméraire.

Après la guerre de Souabe (1499), l'empereur d'Allemagne Maximilien, humilé et vaincu, renonça à ses prétentions sur la Suisse et signa la paix à Bâle. Débarrassés de leur ennemi héréditaire, les cantons se jetèrent sur l'Italie. De 1500 à 1515, plus de cent mille hommes, par le Saint-Bernard, le Simplon, le Gothard et le Splügen, passèrent les Alpes. Ils emportèrent Gènes d'assaut, battirent les Vénitians à Agnadel. Entraînes par le cardinal Matthieu Schiner, évêque de Sion, et par le pape Jules II, ils s'attaquèrent au roi de France, Louis XII. „Défenseurs des libertés de l'église" sous le commandement du baron Ulrich de Hohensax, de Zurich, ils s'emparèrent de la Haute Italie et entrèrent en vainqueurs à Milan, après avoir chassé les Français de la Lombardie. En 1513, ils détruisirent l'armée du roi de France à Novare. La même année, 32000 Suisses envahissaient la Bourgogne et mettaient le siège devant Dijon. Ce fut l'apogée de leur puissance.

Mais en 1515, le 13 et 14 septembre, à Marignan, au sud-est de Milan, le jeune roi de France François Ier réussit enfin à dompter "ceux que seul César avait pu vaincre" (inscription gravée sur la médaille d'or que François Ier fit graver en souvenir de la

victoire de Marignan). Le roi chevalier, avec 80'000 Français, Allemands et Italiens, avait forcé à la retraîte 32'000 Suisses; 30'000 morts, dont 14'000 Suisses, couvraient le champs de bataille. La défaite de Marignan, „battaille des géants", mit fin à la politique d'expansion des cantons. La période héroique des grandes guerres était terminée pour eux. Cependant François Ier, impressionné par leurs brillantes qualités militaires, désirait s'en faire des alliés. Il leur offrit la „paix perpétuelle", signée en 1516 à Fribourg et suivie de l'alliance franco-suisse qui devait durer plus de trois siècles.

A.H. Paul de Vallière v/o Schnauz.

„Wilhelm Meister" und unsere Zeit.

Die Entwicklung des deutschen Romans beginnt mit Goethes „Wilhelm Meister." Es ist jedoch nicht, wie man billig vermuten könnte, ein zaghaftes Aufleuchten, ein vielversprechender Schössling, der Zeit braucht, seine Schönheiten in aufsteigender Reife zu enthüllen, „Wilhelm Meister" ist kein Anfang, er ist ein Meisterwerk, gewachsen in seiner Form aus der Hochblüte des englischen Romans, in der Idee aus Goethe und seiner Zeit.

Er stellt nicht nur durch sich selbst einen Roman dar, dessen Idee durch die Schlagkraft, dessen Inhalt durch kühne Vielfalt und dessen Sprache durch unerreichten Fluss und Noblesse für immer den Leser begeistern wird, er birgt in sich das untrügliche Rezept für jeden Romanschreiber, er verkündet die wissenschaftliche Analyse des Romans an sich, die die Romantik schwärmerisch aufnahm und bis zur Selbstverständlichkeit sich in der Literatur verwurzeln liess. In grossen Zügen fordert sie vom Roman nicht Taten, sondern Begebenheiten, nicht Menschen der Tat, dramatische Menschen, sondern leidende Menschen, die von der Welt gebildet werden, sie zu erkennen.

Ein wohlbehüteter Sohn wohlbegüterter Kaufmanns-Eltern verspürt in sich den innern Drang zum Theater. Er hat ein Herz voll jugendlicher Reinheit und Aesthetik und muss sich so in ein appetitliches Mädchen vom Theater verlieben. Er wird enttäuscht, die Härte der Welt erfasst ihn zum ersten Male. Er schliesst sich einer Gruppe wandernder Schauspieler an, mittelmässigen Egoisten zumeist, spielt den Orest und wird enttäuscht. Die Welt jagt ihn von Irrtum zu Irrtum bis er lernend sich zum L e b e n findet. Auf seinem Weg begegnet er der vollsten Lebenslust in der lockeren Philine, dem vollkommenen Gefühl in seinem schwarzäugigen Pflegekind und dem vollkommenen Schmerz im irren Harfenspieler, aus dessen zerstörtem Herzen traurige Melodien klingen. Ihnen entgegengesetzt der geheimnisvolle Verein vom Turm, der ihn überwacht, ihn irren lässt und ihn allmächtig leitet. Wilhelm wird zum

Menschen, der sein Leben zu verstehen beginnt und erringt Natalie, die Idee des Romans.

Wie wirkt diese pädagogische Idee in unserer Zeit? Goethe schildert die Menschen des puren Gefühls und Schmerzes mit einer Selbstverständlichkeit, die nichts anderes kennt, als kranke Menschen und lässt sie zu Grunde gehen. Wie würden jene grossen edlen Augen staunen, sähen sie in unsere Zeit, da Stürme von Leidenschaft, Gefühl, Schmerz und Angst in wüster Folge sich um die Erde jagen, da die Welt selbst Schmerz und Angst geworden ist, da keine heitern Schlösser mit kussfreudigen Gräfinnen und kunstsinnigen Grafen mehr den Helden aufnehmen und seine frisch vom Irrtum geschlagenen Wunden mit göttlichem Wunderbalsam heilen könnten, da der Mensch durch die Rohheit gepeinigt wird, die seinem ganzen Menschtum, seiner Bildung und Reife hohnlacht! — Gefühl und Schmerz, Leidenschaft und Angst sind nicht mehr Krankheiten, wenn sie allgemein sind, denn Kranksein heisst anders sein und dem Schicksal verfallen zu sein ist keine Krankheit. Wie ist es möglich sein Leben zu erkennen, wenn die Fratzen des Schicksals, unseres Schicksals der Härte, das Leben zum Etistieren entwürdigt haben? Sein Existieren erkennen? Fordere es von niemand! Es führt zum Resignieren, zum kahlen Hohn, zu ausrasierten Backenbärten. Wer sein Vegetieren erkannt hat, wird zum kaltherzigen Spieler mit der Masse: Sartre. Nein, unsere Zeit liebt, hasst, freut sich und stirbt ohne Erkenntnis des Lebens. Vielleicht heilt die Zeit.

Und wir? Zwischen zwei Kneipen ein bisschen Angst vor den Russen! Wir haben jene entfesselten Leidenschaften nicht erlebt, nur betrachtet. Beim Betrachten jener Völker haben wir vielleicht äusserliche Zeichen ihrer innern Wandlung abgelauscht, wir glauben ähnlich zu fühlen. Doch diesem Fühlen fehlt der Grund: das Erleben. Seien wir ehrlich, folgen wir ruhig jener Erkenntnisidee Goethes und versuchen wir uns gegen eine Zeit, die uns nicht schonen wird, zu wappnen! Vielleicht heilt Wilhelm Meister.

Urs Reinhart v/o Shaw.

Josef Reinharts „Galmis".

Eine Buchbesprechung.

Wieder hat unser Solothurner Dichter, unser Couleurbruder Josef Reinhart v/o Sachs, den Deckel von seinem Schatzkästchen der Erinnerung gehoben, und heraus flogen eine schöne Anzahl „Gschichte vo deheim", die wir nun vereint im 10. Band seiner gesammelten Werke unter dem Titel „Galmis" lesen und geniessen dürfen. In bunter Reihe folgen sich die Geschichten, die vom Leben und Treiben im Galmis zur Jugendzeit unseres Dichters spre-

chen. Schon in der ersten, „'s Galmis", führt uns Josef Reinhart in seine engste Heimat, dem Schauplatz der meisten Erzählungen. Warm durchströmt uns die lyrische Schilderung vom „Heimet" am Fusse des Weissensteins, und wir verstehen, wenn ein bitterer Tropfen sich all dieser Freude mischt: das Gefühl der Verlassenheit, fern vom Galmis, in der weiten Welt, wo der Wald nicht das gleiche Lied singt, wo die Sonne nur scheint, um das Heimweh zu wecken, um die güldenen Fäden enger und fester zu spinnen, um zu rufen und zu mahnen: „weisch, albes deheime, im Galmis!"

Wir erleben mit dem Dichter, wie die Mutter ihrem Bub, der immer schöne Geschichten hören möchte, den Weg zu den Evangelien, zur Bibel und zu Gott weist. Wir stossen hier auf einen Grundpfeiler dieser ganzen kleinen Welt: dr Herrgett. „Der Herrgott ist gut, der Herrgott sieht alles, er hilft allen, der Herrgott ist böse, er straft, unser Herrgott", so spricht die Mutter. Durch das ganze Werk Josef Reinharts fühlen wir die Ehrfurcht vor Gott, die ihm seine Eltern, Mutter und Vater, vorleben.

Ja, Vater und Mutter, Mutter und Vater! Welch wichtige Rolle spielt "d'Mueter"! Immer ist sie da, wenn ihren Seppli etwas plagt, ihm etwas Kummer bereitet. In knappen, kurz aufleuchtenden Bemerkungen empfinden wir die Freude, die Ruhe und Geborgenheit mit, die von dieser Mutter ausströmt. Wir ahnen, was d'Mueter dem Dichter bedeutet, wie er sie liebt, ja verehrt!

Auch der Vater, zurückhaltender in seiner Art, findet oft Erwähnung. Liebe Worte sind es, die der Dichter findet, um seinen Vater zu malen, trotz der bangen Augenblicke, die der rechtlichstrenge Vater dem kleinen Seppli manchmal bereitet. Doch der Vater ist auch gütig und vergibt einen Fehltritt gerne, den sein Sohn in grosser Seelenpein getan. Die fehlende Standpredigt und die guten Worte, in die der Vater seine Verzeihung kleidet, zeigen uns so recht den Geist, der im Galmis, im Heimathause am Berg herrscht.

Viele andere Menschen treten in unseren Gesichtskreis und von allen weiss der Dichter manche humorvolle Episode zu erzählen. Erinnern wir uns nur an den „Götschitag". Wo anders als auf dem Lande, bei Bauern, die die lebendige Familientradition hochhalten, ist eine solche Zusammenkunft der ganzen Sippe möglich? In diese schollentreue, gesunde Bauernfamilie darf auch der kleine Nachbarssohn eintreten, denn Nachbarn sind im Galmis wie in jedem rechten Bauernort gern gelittene Gäste, die einander helfen und miteinander feiern.

Josef Reinharts Menschen bleiben aber auch tiefe, schwere Probleme und Versuchungen nicht fern. Ich denke hier an den Flurstreit mit dem Stadtherrn, an die Holzfrevler oder an die Erzählung des treuen Käsers, der in seinen alten Tagen noch auf die

Strasse kommen soll. Durch Taten, nicht durch lange, nutzlose Reden, lösen sich diese Knoten zum Guten. Und die Geschichte selbst, nicht lange Ermahnungen, lässt der Dichter zu uns sprechen.

Noch manch anderes wäre zu erwähnen: das Zusammentreffen der Landkinder auf der Schulreise mit dem Landammann oder die köstliche Liebesverirrung eines alten Junggesellen mit einer jungen welschen Maid. Doch wozu so viel verraten? Lesen wir die heiteren Geschichten selbst und freuen wir uns, dass es gerade die Solothurner Mundart ist, die dieses Schatzkästlein spricht! Freuen wir uns an unserem Heimatdichter, der ja seinem Cerevis alle Ehre macht, und gratulieren wir ihm herzlich zu seinem neusten Buche, dem hoffentlich bald ein anderes folgt!

Peter Flückiger v/o Fakir.

Das Bier.

Nachdem wir als Auftakt zu den diesjährigen Sommerferien eine fröhlich-feuchte Wallfahrt nach dem sagenumwobenen Feldschlösschen unternommen hatten und dort insofern gescheiter geworden sind, als wir zu wissen bekamen, aus was das Bier überhaupt besteht, wie es hergestellt wird und warum so ein gewisser Geist darin sitzt, der dem Menschen manchmal unangenehm ein bisschen zu hoch in den Kopf steigt, möchte ich einmal auch denjenigen, denen es nicht vergönnt war, mit uns dorthin zu pilgern und die die Entstehungsgeschichte dieses holden Getränkes wahrscheinlich noch nicht kennen, etwas über die Herstellung berichten.

Wenden wir uns zuerst einmal den Rohmaterialien zu: Gerste, Hopfen und Wasser. Der wichtigste Bestandteil der zur Bierfabrikation verwendeten Getreidekörner ist die Stärke, denn sie wird im Verlaufe der Verarbeitung zuerst in Zucker und durch Gärung in Alkohol umgewandelt. Daneben enthalten die Körner Zellulose, Zucker, Fette, Eiweisse und Aschenbestandteile. Die grosse Bedeutung der Gerste in unserer Gegend besteht darin, dass sie das billigste und beste Malz liefert. Gerade die Qualität des Malzes aber ist für das fertige Bier von grösster Wichtigkeit, sind doch die Konsumenten durch hochwertige Biere schon so verwöhnt, dass sie jede Abweichung von der gewünschten Norm bemerken und als störend empfinden würden. Während also die Gerste das Material liefert, aus dem der Alkohol und die Kohlensäure des Bieres entstehen, so gibt der Hopfen die Stoffe ab, die dem Bier seinen bitteren, aromatischen Geschmack verleihen. Daneben erhöht er das Schaumbildungsvermögen und die Haltbarkeit beträchtlich, indem er hemmend auf Bakterien, speziell Milchsäurebakterien, wirkt. Er hat aber auch seine Schattenseiten für den Bierkonsumenten. Er verstärkt die berauschende Wirkung des Alkohols, und die in ihm enthaltenen Narkotika, Alkaloide, ähnlich dem Morphium, tragen viel zu den Folgen übermässigen Biergenusses bei. Dem Wasser

als drittem Faktor wird grosser Einfluss auf den Charakter des Bieres zugesprochen. Es ist klar, dass in den verschiedenen Braugegenden Wasser verwendet werden mit verschiedenem Mineralgehalt, dem Untergrund entsprechend, in dem sie zirkulieren, und dass das Bier dadurch eine geschmackliche Beeinflussung erfährt. Durch die sehr strengen lebensmittelchemischen Untersuchungen des Trinkwassers wird aber verhindert, dass dieser Einfluss schädlich ist. Vor allem wird auf einen geringen Kalkgehalt geachtet, denn das Wasser dient nicht nur zu Brauzwecken, sondern in Form von Dampf als Heizung der Kessel, als Kühlung vor und während der Gärung und nicht zuletzt zur Reinigung sämtlicher Geschirre und Räume der Brauerei.

Nachdem wir nun von den Ausgangsprodukten gehört haben, können wir uns den Vorbereitungen zum Brauprozess zuwenden. Da die Gerste nicht als solche verwendet werden kann, muss sie zuerst präpariert werden. Vorerst wird sie mechanisch geputzt und sortiert, also von Staub und unbrauchbaren Bestandteilen befreit. Durch das nachfolgende Weichen werden zwei Ziele erreicht. Erstens nehmen die Gerstenkörner die zum Keimen notwendige Wassermenge auf, und zweitens werden aus der Schale einige schädliche Farb- und Bitterstoffe entfernt. Die nun quellreife Gerste gelangt in die Mälzerei und wird dort zum Keimen gebracht. Die dadurch bewirkten inneren Umwandlungen erleichtern später beim Brauen die Verzuckerung der Stärke. Die Keimung wird an einem bestimmten Punkt unterbrochen, und die Gerste — jetzt Grünmalz genannt — wird getrocknet. Nach Entfernung der Wurzelkeime ist das Malz braufertig. In der Mälzerei wird je nach der Temperatur helles oder dunkles Malz erzeugt und so die Farbe des zukünftigen Bieres zum voraus festgelegt.

Unter dem im Lebensmittelgesetz enthaltenen Fachausdruck „Maischen" versteht man die Vermischung der vorher zerkleinerten Malzkörner mit Wasser verschiedener Temperaturen. Dabei werden die an sich wasserlöslichen Substanzen, und besonders diejenigen, die durch den Einfluss der beim Mälzen entstandenen Fermente löslich werden, herausgelöst, und man erhält das Malzextrakt. In erster Linie wird das Stärkemehl durch Diastase in Maltose und Nextrin gespalten. Der Extraktgehalt vor der Gärung heisst Stammwürze. Normales helles Bier entsteht aus einer Stammwürze von etwa 12 Prozent, d.h. in 100 kg Bierwürze sind 12 kg Extraktsubstanz enthalten. Der nach der Entfernung der Stammwürze verbleibende Rückstand, der Malztreber, wird von der Landwirtschaft als Futtermittel verwendet.

Mit dem Maischen hat der eigentliche Brauprozess begonnen, aber erst jetzt kommt der Hopfen dazu, und zwar je nach der Biersorte in verschiedenen Mengen. Allgemein gilt: Je höher die Konzentration und je geringer der Vergärungsgrad, desto grösser muss

die Menge sein, um einen Hopfengeschmack zu erzeugen. Das extraktreiche dunkle Bier verdeckt den Hopfen, das alkoholreiche dagegen lässt die Bitterstoffe besser hervortreten. Im grossen Sudkessel wird nun die Stammwürze mit dem Hopfen vermischt und die ganze Sauce etwa eine Stunde lang gekocht. Dabei wird das Bier sterilisiert und Trübungen verursachende Eiweisstoffe ausgefällt. Anschliessend wird die Flüssigkeit in die Kühlbottiche gepumpt und möglichst rasch auf etwa 5 Grad abgekühlt. Die zwölf Stunden, die dabei verstreichen, sind für das Bier sehr kritisch, weil es während dieser Zeit Bakterien aus der Luft aufnehmen kann, die sofort eine frühzeitige Gärung einleiten würden, was dem Geschmack sehr abträglich sein würde. Die Temperatur von fünf Grad bildet das optimale Lebensmilieu des Hefepilzes Saccharomyces cerevisiae, der für die Biergärung verantwortlich ist. Die Hefe wird meist in den Brauereien selbst rein gezüchtet und wegen der Erkrankungsgefahr sorgfältig gepflegt. Die mit Wasser vermischte Hefe wird möglichst gleichmässig in die Kühlschiffe verteilt. Daraufhin wird die trübe süsse Flüssigkeit während zehn Tagen dauernden Hauptgärung sich selbst überlassen. Es bildet sich bald eine weisse Schaumdecke, die allmählich zusammenfällt und als schwarzbraune Schicht auf dem Bier liegen bleibt. Jetzt darf man zum ersten Male wirklich Bier sagen, denn das, was zwischen den Rissen der Kruste glänzend hell durchschimmert, ist nun Bier mit dem typischen Geschmack. Die Hefe hatte während dieser Zeit den Würzezucker in Alkohol und Kohlensäure umgewandelt. Die letztere entweicht fast vollständig und bildet die Schaumdecke. Nach der Hauptgärung scheidet sich die Hefe bis auf einen kleinen Teil ab, das Bier wird durchsichtig hell und kann nun in die Lagerkeller gepumpt werden. Die Lagerung des Biers dauert je nach Sorte zwei bis sechs Monate. Die verbliebene Hefe unterhält eine sehr langsame Nachgärung, sie erhält sich von Proteinstoffen und setzt weitere Zucker in Alkohol und Kohlensäure um, die aber dieses Mal nicht entweicht, sondern sich im Bier anreichert. Vor dem Abfüllen in Fässer und Flaschen wird das Bier zentrifugiert und filtriert, um auch wirklich die letzten Trübepartikelchen herauszubekommen. Kurze Lagerzeit ergibt das gewöhnliche Schankbier, längere Nachgärung Spezial- oder Starkbier. Die hellen sind hochvergorene Bitterbiere, die dunklen, zu deren Herstellung höher gedörrtes Malz verwendet wird, sind niedervergoren, schwächergehopft, mit ausgesprochenem Malzaroma. Die Spezialbiere sind stärker eingebraut, hopfenreicher, länger gelagert und länger haltbar. Als Zusammenfassung erwähne ich nochmals: Das trinkfertige Bier enthält Malzzucker, Alkohol und Kohlensäure sowie kleine Mengen von Eiweiss und Mineralsalzen, es hat mit 3½ bis 4 Prozent den niedrigsten Alkoholgehalt aller vergorenen Getränke.

Rolf G. Lehmann v/o Duck.

Der Bambussteg.

Es geschah im tiefen geheimnisvollen schwarzen Erdteil, wo ein Fluss, ein breiter tiefer Strom seine gelblichschmutzige Masse durch unendliche Affenbrotwälder hindurch dem Meere zuwälzt. An einer minderbreiten Stelle des Flusses führte ein schwankender, bedenklich schwacher Bambussteg von einem Ufer zum anderen Ufer und verband zwei Siedlungen, das Dorf der Kamawas und das Dorf der Zigastrubos. Die Kamawas wohnten auf der rechten Seite des Wassers, das die mächtigen Affenbrotbäume nährt, die Zigastrubos auf der linken. Des Tages lagen die Angehörigen beider Stämme faul herum, brannten ihre braunen Bäuche noch schwärzer und lachten mit ihren Pferdegebissen die heisse Sonne aus. Oder sie streiften schwatzend und vergnügt durch die nahen Wälder und sammelten, was sie für die Stunde brauchten. So waren diese Sonnenkinder glücklich. Es zog Jahr um Jahr dahin, wie die Wolken über den Wald. Manchmal regnete es, manchmal nicht. Sie fragten nicht viel. Sie hatten Kinder, begruben hie und da einen Toten, der am Gift einer Klapperschlange gestorben war, sie hatten ihre Feste und sie hatten Angst vor ihren Dämonen. Der Medizinmann, der Zauberer, war ein mächtiger Mann. Aber er nützte es nicht aus. Er war zu dumm dafür. So lebten diese Leute von Früchten, Furcht und kindlicher Freude und Dummheit.

Aber das war anders geworden, damals nämlich, als weisse Männer aus dem Norden kamen und sagten, sie lebten in Sünde und Armut, weil sie noch nichts vom grossen Erlöser gehört hätten. Der eine war mit einem Rosenkranz und Weihrauch gekommen und hatte sich bei den Zigastrubos niedergelassen. Der andere hatte nur ein grosses schwarzes Buch mitgebracht und wohnte bei den Kamawas. Des Abends sass jeder auf dem freien Platz seines Dorfes, und um ihn lagerten sich die schwarzen Männer, die schwarzen Frauen und die schwarzen Kinder und bestaunten den weissen Mann, der so wundersame und unglaubliche Dinge zu erzählen wusste. Freilich, den kleinen dickbauchigen Schwatzmäulern fiel es schwer, stillzusitzen und gar zu oft war ein mütterlicher Klaps vonnöten. Aber die Alten, die Verständigen, hörten zu, angespannt. Am Anfang mit Misstrauen. Dann zweifelten sie und wurden nachdenklich. War es denn möglich, dass sie so lange auf dem Weg der Sünde gewandelt waren?

Ein anderes Leben hatte Einzug gehalten in den beiden Dörfern am trägen, gelblichschmutzigen Strom. Und wenn einer über den schwankenden Steg gependelt war, dann wusste er drüben nicht genug von dem seltsamen Mann aus dem Norden zu erzählen. Man redete viel, sehr viel, und man sagte sich am andern Tag jedes Wort vor, das der weise Mann am vorigen Abend beim Feuerschein gesprochen hatte.

Zum Unglück geschah es dann, dass die Geschichten nicht mehr ganz übereinstimmten. Man war sich nicht einig über die Zahl der Sakramente und über die Heiligkeit der Heiligen. Das spukte in den schwarzen Köpfen, und die lachenden Gesichter wurden zuweilen so ernst und finster, dass es den beiden Herren angst und bange zu werden begann. Auch fingen die Neugetauften an, Fragen zu stellen und zu behaupten, den Nachbarn sei es anders erzählt worden.

Das geschah in beiden Lagern. Und wenn das ganze Dorf in tiefem Schlafe lag, dann wälzten sich zwei weisshäutige Männer im Moskitonetz von einer Seite auf die andere Seite und gingen mit sich zu Rate.

So kam es, dass einmal nach der Abendversammlung der eine seinen gläubigsten Jünger zu sich nahm und ihm das sagte:

„Höre mich, Kawa, Gott hat mit mir gesprochen."

„Ja Herr," antwortete Kawa.

„Schau Kawa, Gott ist langmütig und gut. Aber einmal muss er richten. Heute muss es Gott tun. Gott will, dass du sein Werkzeug seist. Er will richten durch dich. Du musst das Haus des falschen Zeugen Gottes im Nachbardorf versengen. Das will Gott."

„Ja Herr, wann?" fragte Kawa.

„Heute Nacht, wenn der Mond zur Ruhe gegangen ist, dann wirst du über den Steg gehen."

„Ja Herr."

Der weisse Mann entliess den schwarzen Jungen und legte sich nieder und erwartete den Untergang des Mondes. Nach einiger Zeit flüsterte ihm eine Stimme in sein Lehmhaus:

„Herr, ich gehe."

Kawa huschte zwischen den schlafenden Hütten hinunter ans Ufer, wie der Panther, wenn er auf Raub auszieht. Er wollte den Steg betreten. Der Steg schwankte. Was mochte das sein?

Kama ging unentwegt weiter: er hatte den Auftrag Gottes. Eine Gestalt trat an ihn heran.

„Du Kawa, was willst du?"

„Und du, Bambo, was willst du?"

„Mich hat Gott gesandt. Ich bin sein Richter."

„Ich auch."

„Ich werde euren weissen Mann verbrennen."

„Und ich den euren."

„Aber du wirst es nicht tun, Bambo."

„Du auch nicht, Kawa."

Die beiden stritten sich. Der Steg schwankte und schwankte mehr. Der Steg brach. Die beiden fielen schwer ins Wasser. Das Wasser rauschte vom Kampf der beiden. Dann, ein doppelter Schrei. Ein Gurgeln. Nichts mehr. Ein Krokodil war hungrig gewesen.

Die weissen Männer schauderten. Keiner schlief. Am Morgen reisten beide ab. Niemand wusste wohin.

So hat Gott gerichtet. Welcher Gott?

Fritz Schwarz v/o Bohème (FM) FM

Maikränzchen 1952.

Dass wir jüngsten Wengianer nicht nur gerne trinken, sondern auch gerne minnen, dürfte wohl jedem, der einmal seine grüne Mütze schwang, klar sein. Ich glaube nicht lange erklären zu müssen, dass auch am diesjährigen Maikränzchen sowohl dem Gotte Bacchus als auch dem Gotte Amor voll und ganz gedient wurde. Dass ein derartiges Fest jedoch nicht erst mit der Eröffnungsansprache des Herrn Präsidenten beginnt, möge jeder bedenken, der einmal mit dem Einladen einer Holden, oder mit den Dekorationsarbeiten eines grossen Saales zu kämpfen hatte. All diese Vorbereitungen kosten Schweiss. Aber dieser Schweiss lohnte sich; denn die reich illustrierten Helgen und all die bunten Girlanden fanden bei unseren verehrten Damen grossen Anklang. Das Lob dafür wird natürlich unserem S.W. und F.M. zugesprochen, denn diese Arbeiten wurden dies Jahr unter ihrem Kommando durchgeführt.

Nachdem wir uns (d.h. all diejenigen die nicht zu spät kamen) um sieben Uhr im Bad Attisholz versammelt hatten, eröffneten wir den Anlass mit einer Serenade. Damit konnten wir den „Wengianerinnen" beweisen, dass wir auch etwas von Musik-Kunst verstehen. Als grösster Musiker stellte sich dabei der nicht scheue Trompeter heraus (im Verein mit dem Endunterzeichneten. Red.). Ich glaube, dass er dieses Lob auch verdient hat, denn er benötigte nicht weniger als einen freien Nachmittag, um sein Instrument mit Extra-Politur auf Hochglanz zu bringen.

Nach einem feinen, aber teuren Nachtessen begann dann der eigentliche Tanz, wobei man schliesslich doch noch auf seine Rechnung kommen konnte. Das noch aus Jugendlichen bestehende Orchester befriedigte all unsere Ansprüche. Denn es fand auch für diejenigen, die des Tanzens nicht so kundig waren und hie und da, wenn nicht über ihre eigenen Füsse, so doch über diejenigen ihrer Partnerin torkelten, Verständnis, indem es dem gewünschten Rythmus nicht immer Meister wurde. Damit wir nicht jede Minute mit Tanzen ausfüllen mussten, warteten unser verschiedene Produktionen. Von diesen sei nur auf den Männerchor, der sich aus lauter Sopranstimmen zusammensetzte, hingewiesen; denn nicht nur die Worte des an und für sich recht schönen Liedes „Aufwiedersehen", sondern in erster Linie die Stimmen der Solisten brachten einige Mädchenherzen in tiefste Bewegungen! Der Maikranz bot sogar noch Gelegenheit, sich geistig weiter bilden zu lassen, denn es kam eine überaus lehrreiche und gleichwohl witzige Broschüre

heraus, die den Titel „Maikranzzeitung“ trug. Trotz des zu hohen Preises fand sie riesigen Absatz, denn so viel ich noch weiss, befanden sich ein grosses Preisworträtsel und ein Register der abgelehnten Cerevisia der neuen Füchse darin. Die Tanzmusik, der Wein und die Produktionen verhalten uns leicht zu einer gemütlichen Stimmung, die nicht so rasch überboten werden dürfte; sogar am Junggesellentisch stieg der Stimmungsbarometer seinem höchsten Punkte entgegen. Der eine dieser Antifeministen konnte sich nicht in sein Schicksal ergeben und suchte deshalb bei einer Flasche „Kirsch“ seinem schwachen Gemüte Meister zu werden. Ein anderer dieser Mädchenhasser wusste in seiner Verzweiflung nichts gescheiteres zu tun, als wie halb verrückt im Saale herum zu „surren“. Trotz alledem hatte man den Eindruck, sie seien alle glücklich und sehr zufrieden. Dieses gemütliche Zusammensein schien gleichwohl nicht ganz a l l e zu befriedigen, denn nach der Polonaise, die uns auch ins Freie führte, fühlte sich das eine oder andere Pärchen wohler im Lichte des Vollmondes als unter dem Lichtkegel der Tangobeleuchtung im Tanzsaale.

Nur allzu früh erklang von unserem Orchester sein Abschiedsmarsch „Aufwiedersehen.“ Darnach hiess es Abschied nehmen. Man hörte nur noch das Aufbrausen einiger Automotoren, deren Echo langsam in der romantischen Dunkelheit einer überaus prächtigen Frühlingsnacht verhallte. Dann herrschte auch im Attisholz wieder Totenstille, und niemand hätte noch merken können, dass hier eine fröhliche Schar junger Menschen einige überaus glückliche Stunden verbracht hatte.

Fredy Dikenmann v/o Kater.

Die Blume speziell bei folgenden Mitteilungen.

Auf unsere Gratulation zu seinem erfolgreich hinter sich gebrachten Staatsexamen übergab uns A.H. Heinz Affolter v/o Hirsch vier blanke Fünfliber, was unsere Kasse wieder einmal zu etwas besserer Laune gereicht hatte. Herrlichen Dank!

Einen Heimaturlaub, der in die Annalen der Wengia eingehen wird, verbrachte A.H. René Nicolet v/o Omega in Solothurn. Er legte aus purer Freude die eine Hälfte einer Fünfzigernote in den Kassenschrank der Aktiven und die andere nützte er, um uns einige feudale Nachtessen zu offerieren. Einen Ganzen speziell für diese lobenswerte Tat!

Damit die Kunde von seiner Hochzeit im fernen Amerika auch zu uns dringe, liess A.H. Hans Schwarz v/o Strupf zwanzig gute Schweizerfranken zu uns kommen. Wir danken herzlich und wünschen ihm und seiner holden Liebsten viel Glück!

In die gleiche Spenderlaune geriet A.H. Fritz Flückiger v/o Teig, als er Fräulein Ruth Kupferschmid als Braut zum Standesamt führte. Wir danken und gratulieren herzlich und wünschen frohe Fahrt auf hoher See!

Die Geburt des jungen Spefuxen Felix Andreas tat A.H. Hans Spaar v/o Choli mit einer knisternden Zwanzigernote kund. Wir gratulieren herzlich und danken für diese noble Geste!

Aus Mitleid mit uns armen Gesellen, die den ganzen Tag in der Schulstube sitzen, lechzend nach dem nassen Tropfen, stiftete A.H. Alfred Kurth v/o Saul, der neuernannte Forstprofessor an der ETH, 1 Fass dieses bacchischen Getränkes. Gratias calidissimas agimus!

Bei unserem Stammwirt Peter Misteli-Baumgartner steht der Kinderwagen wieder hoch in Ehren. Klein-Beatrice hat sich schon heute durch das Fass Bieres, das wir ihr verdanken, die Herzen aller Wengianer erobert. Herzlichen Dank für die durstlöschende Tonne!

Erfreuliche Mitteilungen aus dem Kreise der Wengianer.

Im Monat September dürfen folgende zwei Couleurbrüder die Wiederkehr ihres Wiegenfestes feiern: A.H. Dr. Walter Salchli v/o Spatz den 75. und A.H. Karl Meyer v/o Seppli den 65. Geburtstag. Gratulamur!

Ein Trio hat sich zusammengefunden, um seine insgesamt 300 Semester zu feiern. Es sind dies A.H.A.H. Ernst Kohler v/o Faden, Hugo von Arx v/o Belchen und Dr. Hans Blatter v/o Angiolo. Herzliche Gratulation!

In der Familie unseres A.H. Armin Wyss v/o Pfropf hat sich Nachwuchs eingestellt in der überaus wichtigen Person von Beat Martin. Wir gratulieren herzlich zu diesem frohen Ereignis!

Chef-Red.: **Peter Flückiger** v/o Fakir, Haffnerstrasse 7, Solothurn
1. Sub-Red.: **Rolf Lehmann** v/o Duck, Bernstrasse 12, Büren a.A.
2. Sub-Red.: **Fredy Dikenmann** v/o Kater, Hauptgasse 31, Solothurn

---

Druck: Buchdruckerei ZEPFEL, Solothurn, Bielstrasse 29